

Labahn, Michael / Scholtissek, Klaus / Strotmann, Angelika (Hg.), Israel und seine Heilstraditionen im Johannesevangelium. Festgabe für Johannes Beutler SJ zum 70. Geburtstag, Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh, 2004. 427 Seiten. € (D) 49,90 / € (A) 51,30 / sfr 84,80. ISBN 3-506-77917-6.

Der verdiente Neutestamentler Johannes Beutler hat der Exegese des Johannesevangeliums entscheidende Impulse gegeben, die in dieser Festgabe an ihn fortgeführt werden. Der Sammelband ist ein herausragendes Werk für das nähere Verstehen des vierten Evangeliums. Der Herausgeberin und den Herausgebern gelingt es, grundlegende Arbeiten und interessante Diskussionsbeiträge zu einem sehr bedeutsamen Teilbereich der Forschung am Johannesevangelium zu vereinen: „die Auslegung des neu gewonnenen Christus-Glaubens durch das Johannesevangelium in Relation zu seinem jüdischen Hintergrund“ (Vorwort S. 7). Allein schon diese thematische Geschlossenheit macht das Buch zu einem unverzichtbaren Baustein in der Johannesforschung.

Vier Schwerpunkte gliedern den Sammelband: Nach einer einführenden Behandlung von Grundfragen (A) geht es um Rezeption und Normativität der Heiligen Schrift (B) sowie Heilsinstitutionen (C) wie König, Feste, Sühne, Tempel etc. „Beiträge zu Theologie und Hermeneutik“ (D)

schließen den Band ab. Leider fehlen jegliche Register, was einen erheblichen Nachteil darstellt. Wenigstens ein Bibelstellenregister wäre unbedingt nötig gewesen. Auch die Beitragenden werden nicht vorgestellt. Doch trotz dieser kleineren technischen Unvollkommenheiten kann der Band insgesamt sehr empfohlen werden.

Unter den Grundfragen führen *R. Bieringer* und *D. Pollefeyt* in die Problematik ein und geben einen Forschungsüberblick über Positionen zum Verhältnis von Antijudaismus und johanneischer Christologie. Vor dem Hintergrund des jüdisch-christlichen Dialogs bleibt es eine Herausforderung, eine Christologie zu entwickeln, die nicht weiterhin die Authentizität christlichen Glaubens auf Kosten des jüdischen Glaubens und dessen Authentizität formuliert. Unter dieser Frage wird auch die Rolle des johanneischen Antijudaismus in neueren Stellungnahmen der römisch-katholischen Kirche zum Verhältnis von Juden und Christen beleuchtet, insbesondere in *Nostra Aetate* 4 und im Papier der Päpstlichen Bibelkommission „Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“ (2001). *J. Frey* deutet dann den exegetischen Textbefund von *oi Ioudaioi* und verwandten Begriffen. Er beschreibt, wie die Darstellung der Geschichte Jesu mit den aktuellen Problemen und Konfrontationen der johanneischen Gemeinde verschmolzen werden: Der innerjüdische Streit der Judenchristen mit ihren jüdischen Zeitge-

nossen wird in die Geschichte Jesu eingetragen – hat man dies erkannt und berücksichtigt, ist es möglich, ein unbeabsichtigtes Fortwirken der antijüdischen polemischen Aussagen zu verhindern. *J. Maier* analysiert zunächst wichtige biblische Zitate und Themen im Johannesevangelium, um dann einen Überblick über die Schriftrezeption in der jüdischen Diaspora und im palästinischen Judentum sowie in Qumran zu geben. Auch seine Ausführungen zu den exegetischen Traditionen im hellenistischen Judentum Ägyptens (Philo), bei den Samaritanern, bei Josephus, in 4 Esra, im syrischen Baruchbuch und – als Ausblick – bei Justin und in der rabbinischen Schriftauslegung erhellen ungemein den Hintergrund für die Schriftrezeption im Johannesevangelium.

Nach diesen Grundfragen widmen sich die nächsten Beiträge konkreten Textbereichen. So untersucht *A. Strotmann* die Präexistenz der frühjüdischen Weisheitsgestalt im Kontext von Joh 1,1–18 (Prolog) und zieht dazu Spr 1–8(9), vor allem Spr 8,22, als Vergleichsmaterial heran. *H. Hübner* setzt bei den absoluten „Ich-bin“-Worten an und sieht z.B. Joh 6,20; 8,24.28 als Ausdruck der göttlichen Epiphanie Jesu. Jesus offenbart Gott *und* offenbart sich als Gott – Hübner bringt das durch die Verbindung des Prologs mit diesen Worten auf die von ihm geprägte Formel „am Anfang bin ich“ (*en arch_ eg_ eimi*). Die Brotrede in Joh 6 ist der Ausgangspunkt für *J. Zumstein*, wobei er die Untersuchung der Schriftrezeption mit methodologisch-hermeneutischen Reflexionen verbindet. Besonders wichtig ist bei der Anwendung der Methode der Intertextualität, dass der Hypertext (hier Joh 6) in ständiger Beziehung zu seinen Hypotexten (die jüdische Bibel) steht und dieses Zusammenwirken eine hermeneutische Produktivität bewirkt. Dabei ist die stete Mitarbeit des Lesers bei der Sinnkonstituierung erforderlich. Seine Interpretationsarbeit erschließt die verschiedenen Dimensionen des intertextuellen Bezugs.

H.-J. Klauck widmet seine Aufmerksamkeit den Schriftzitaten in der Johannespassion, zu der er auch die so genannte Tempelreinigung in Joh 2,13–22 zählt. In einer sehr intensiven Deutung am Text ent-

lang werden von ihm stets die alttestamentlichen Texte eingespielt – sein Ergebnis bringt Klauck auf die steigende Chiffre „geschrieben, erfüllt, vollendet“. Zugleich formuliert er eine Problemangeize angesichts der Paschasymbolik am Höhepunkt der Passion: Wird hier nicht – wie schon Bultmann erkannte – vom Johannesevangelium das Ende des jüdischen Kultus formuliert und der Eigenwert der Schrift des Ersten Bundes entleert? Eine *gesamtbiblische* Theologie ist hier zu einer Aufarbeitung mit *kritischer* Sympathie gegenüber dem Johannesevangelium aufgerufen. Eine ähnliche Problematik deutet *M. Theobald* in seiner Untersuchung der Rolle der Vätertradition an. Zu Abraham und Jakob wird im Johannesevangelium auf Distanz gegangen – und zugleich wird Abraham als Zeuge für Christus in Anspruch genommen (vgl. Joh 8,31–59). Abraham ist nicht mehr Vater, denn nur noch Gott ist der Vater der johanneischen Gemeinde. Hier wird in schmerzlicher Abgrenzung von einem synagogalen Judenchristentum eine neue Identität in einem „vertikalen“ Modell formuliert, das die Gotteskindschaft exklusiv an der Position zum eschatologischen Kommen des präexistenten Gottessohnes misst.

Drei weitere Beiträge widmen sich der Problematik um die Normativität der Schrift. *M. Labahn* weist auf Joh 2,22 hin, wo „die Schrift“ und „das Wort, das Jesus gesprochen hatte“ auf einer Ebene parallelisiert werden. Es ergibt sich insgesamt das Bild einer „temporal-christologischen Priorität“ des präexistenten Logos *vor* den Schriften, doch die Inkarnation des Logos führt nicht zur Auflösung der Schriften oder zu einer Neuoffenbarung. Vielmehr ist für das Johannesevangelium Jesus der hermeneutische Schlüssel der Schrift: „sie kommt zu sich selbst, erhält ihre Autorität, wenn sie Jesu Autorität als Gottes Sohn und Gesandter zu erkennen gibt“ (S. 206). *K. Scholtissek* geht einen Schritt weiter und schließt aus der Parallelisierung von Herrenworten und Worten der Schrift auf einen grundsätzlichen kanonischen Anspruch des Johannesevangeliums, der letztendlich zu seiner Kanonwerdung führte. Der Sprachgebrauch von *graph-* und verwandten Begriffen zeige einerseits, dass die

Schrift Israels unter Voraussetzung des Osterglaubens als gültig und autoritativ anerkannt wird, andererseits aber auch, dass das Johannesevangelium auch sich selbst als „Schrift“ versteht, als verbindliches Zeugnis der eschatologischen Selbstoffenbarung Gottes. Somit ist der vierte Evangelist Schriftausleger *und* Verfasser eines neuen Buches von kanonischem Rang. A. Wucherpennigs Untersuchung zu Mk 1,1–3; Joh 1,1–18 und Herakleons Johannes-Kommentar zeigt in die gleiche Richtung: Wucherpennig registriert eine wachsende Tendenz, für die eigene Schrift die Dignität „heiliger Schrift“ zu beanspruchen. „Die Entstehung des christlichen Kanons im 2. Jh. ist also keineswegs nur aus apologetischen Gründen erfolgt, sondern setzt eine Dynamik fort, die bereits in den neutestamentlichen Schriften grundgelegt ist“ (S. 243).

Unter dem Begriff „Heilsinstitutionen“ finden sich sechs Beiträge, die die Aufnahme und Verarbeitung wichtiger Institutionen Israels im Johannesevangelium reflektieren. So analysiert C. Langner das König-Sein Jesu als *eine* von mehreren christologischen Facetten und arbeitet heraus, dass Jesus im Johannesevangelium als König im religiösen Sinne auftritt – als König wie YHWH (v.a. im Blick auf Zef 3,14–17.18–20; Sach 9,9.10 und Ps 118). M. J. J. Menken zeigt, dass die jüdischen Feste vom Evangelisten als redaktioneller Rahmen für das öffentliche Wirken Jesu herangezogen wurden, und spricht von einer typologischen Erfüllung: Das Heil Gottes, das die Feste symbolisieren, präfiguriert das Heil, das Gott in Jesus anbietet. Der entstehungsgeschichtliche Hintergrund ist die Absicht des Evangelisten, seine aus der Synagoge ausgeschlossenen Mitschrischen zu ermutigen.

Die Kategorien von Opfer und Sühne untersucht J. Painter und zeigt, dass der Tod Jesu bei Johannes nicht als Sühne verstanden wird, sondern als Vollendung des Gehorsams gegenüber Gott. Zugleich ist Jesus der gute Hirte, der sein Leben hingibt für seine Schafe; er kann es hingeben und wieder nehmen (Joh 10,17–18). Insofern bestätigt die Auferstehung Jesu Tun und Botschaft und ermöglicht den Nachfolgern ewiges Leben. C. Umoh betrachtet die not-

wendige Umdeutung des Tempels sowohl für die johanneische Gemeinde als auch für jüdische Gruppen von dem *materialiter* vorliegenden Haus hin zu einer spirituellen Institution der Begegnung zwischen Mensch und Gott. Dass hier jegliche Kommerzialisierung fehl am Platze ist, zeige die Tempelreinigung deutlich, und das sei eine Herausforderung für heutige Gemeindepraxis insbesondere in der westlichen Welt. M. Morgen vergleicht die synoptische Darstellung des Einzugs Jesu in Jerusalem mit der johanneischen Fassung. Aus der Ostererfahrung heraus werde unter Heranziehung alttestamentlicher Passagen bei Johannes aus dem Palmsonntag eine Begegnung zwischen dem „König Israels“ und der „Tochter Zion“ – dieses triumphale Geschehen kann als Ermutigung gelesen werden, dass die kommende Passion die Nachfolger Jesu nicht zu verunsichern braucht. F. J. Moloney widmet sich der idealen Größe „Israel“ im Johannesevangelium: Wer immer dem universalen Ruf des Evangeliums an alle Menschen folgt, konstituiert das neue Israel, das Ergebnis des durch Jesus eingeleiteten Transformationsprozesses des alten Israel ist.

Nur noch kurz kann auf die Beiträge zu Theologie und Hermeneutik eingegangen werden, auch wenn diese nicht weniger wichtig sind. U. Schnelle charakterisiert das trinitarische Denken im Johannesevangelium als dynamische Relationen; der Monotheismus sei durch die völlige Wesens, Willens, und Wirkeinheit zwischen Gott Vater und Gott Sohn gegeben. T. Söding führt vor, wie die Rede von der Offenbarung des Logos im Johannesevangelium biblische Theologie und Religionsgeschichte integrieren kann. Es gibt zwar keine verschiedenen Heilswege im vierten Evangelium, sondern eine dezidiert christologische Sicht auf Gott und Kosmos, aber Jesus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben schon immer gewesen, von Anfang der Schöpfung an, so dass damit die immerwährende Liebe Gottes zu allen Menschen ausgedrückt ist. Liebe und Hass im Johannesevangelium beleuchtet A. Reinhartz. Sie zeigt in ihrem Essay, dass der auf der spirituellen Ebene stattfindende Diskurs von Liebe und Hass sehr leicht aus dem literari-

schen Text in eine schreckliche Wirkungsgeschichte übergehen kann: Das aus einer Situation der Ohnmacht der Christen heraus geschriebene Johannesevangelium, das von der ewigen Verdammnis der ungläubigen Juden spricht, ist für seinen Missbrauch in Form von physischer Gewalt gegen Juden nicht allein verantwortlich.

Diese schlaglichtartigen Zusammenfassungen des Inhalts sollen einen Einblick in die große Bandbreite geben, mit der die Beiträge das ungeheuer wichtige Thema der Heilstraditionen Israels im vierten Evangelium angehen. Sowohl für die Bibelwissenschaft als auch für den jüdisch-christlichen Dialog müssen das Gespräch über und das Ringen um das Verhältnis von Altem und Neuem Testament und die jüdische und christliche Leseweise der Heiligen Schriften weitergehen. Für das Johannesevangelium hat die gewichtige Festgabe für Johannes Beutler SJ einen ganz wesentlichen Beitrag geleistet, dem eine breite Aufmerksamkeit zu wünschen ist.

Thomas Hieke